



DIE LETZTE  
WAHRE  
GESCHICHTE

Roman

TAHMIMA ANAM

Insel

TAHMIMA ANAM  
DIE LETZTE  
WAHRE  
GESCHICHTE

Roman

Aus dem Englischen  
von Anke Caroline Burger

INSEL

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
*The Bones of Grace* bei Canongate Books, Great Britain  
Copyright © 2016, Tahmima Anam  
All rights reserved

Erste Auflage 2018  
Deutsche Erstaussage  
© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2018  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-458-36325-5

Ich habe dich heute gesehen, Elijah. Du hast die Straße überquert. An der Ecke von Massachusetts Avenue und Harvard Street gibt es ein Gebäude, das wie eine Miniaturausführung des Flatiron Building in New York aussieht. Du hattest dem Gebäude den Rücken zugekehrt, und als der kleine weiße Fußgänger zu blinken begann, bist du vom Bürgersteig auf die Straße getreten – da habe ich dich bemerkt. Du hast eine kleine Handbewegung gemacht, so als hättest du mich erkannt und würdest mir winken. Aber es war nur eine unbedeutende Bewegung, die nichts zu sagen hatte, eine Geste der Abwehr gegen die kalte Novemberluft, und bevor du meinen Blick bemerken konntest, flüchtete ich.

Ich wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bevor wir einander über den Weg laufen würden. Cambridge, MA, ist eine kleine Stadt, der Radius ist beschränkt. Seit drei Monaten bin ich wieder da und habe jeden Tag gehofft und nicht gehofft, dass du es bist im flüchtig erahnten grauen Mantel, dass es *deine* Beine sind in einem Paar weiter Hosen. Dass deine Stimme vor mir einen Kaffee bestellt.

Diana hat mich wieder hergelockt. Sie ist hier in meiner Hand – oder zumindest ein kleiner Teil von ihr. Ihr Fußknöchel ist heller und leichter, als ich gedacht hatte – er hat im Laufe der Jahrmillionen an Gewicht verloren. Aber dass sie überhaupt hier ist, hier in diesem Labor, in dieser Stadt, in der mein Traum von ihr begann – und mein Traum von dir –, das ist wie ein Wunder. Als wir sie in Dera Bugti zurückließen,

glaubte ich, ich würde sie nie wiedersehen. Ich glaubte, der Wal auf Beinen würde für immer im Sand begraben und das Rätsel ewig ungelöst bleiben. Aber zu Beginn des Jahres erhielt ich einen Brief auf Urdu, den meine Mutter mir widerwillig übersetzte:

*Liebe Miss Zubaida Haque,*

*hier ist ein Geschenk von unserem verstorbenen Freund Zamzam. Ich verstehe nicht, warum jemand bereit ist, für so etwas zu sterben, aber vielleicht verstehen Sie es ja. Er hat einen Brief herausgeschmuggelt, in dem er mich gebeten hat, seinen Schatz zu heben und an Sie zu schicken.*

*Mir bleibt keine andere Wahl, als die Pflicht gegenüber meinem verstorbenen Bruder und Kampfgefährten zu erfüllen. Wir haben die Wüste nach Ihrer Diana abgesucht, und jetzt schicken wir sie Ihnen zu, ein Stück nach dem anderen. Ich weiß nicht, welche Bedeutung diese Knochen haben, aber wenn Sie diese Zeilen lesen, wissen Sie, dass unser Freund einen letzten Wunsch hatte, und meine Aufgabe ist es, ihn zu erfüllen.*

Ich wollte nicht glauben, dass dieser Brief echt war – konnte es wirklich sein, dass Zamzam mir nach so vielen Jahren des Schweigens half zu vollenden, was wir zusammen begonnen hatten? Aber es gab keine andere Erklärung für die Nachricht des Fremden – außerdem kannte er ihren Namen: Diana. Ich antwortete mit der genauen Anschrift des Fachbereichs und bot meine Hilfe bei der Begleichung der Transportkosten und dem Ausfüllen der Formulare an, die Fossilien das Passieren von Grenzen ermöglichen. Dann stieg ich ins Flugzeug, kam hierher nach Boston und wartete.

Als der Pappkarton ankam, war er dick mit Klebeband um-

wickelt. Darin lag in zerknülltem Zeitungspapier, ummantelt von rotem Sedimentgestein, das Sprunggelenk aus Dianas Fuß. Als ich die Verpackung in der Hand hielt, brannten mir die Tränen in den Augen. Ich wusste augenblicklich, dass damit mein lang gehegter Traum in Erfüllung ging. Und es ist zugleich mein letzter Appell an dich. Diana zuliebe bin ich hier weggegangen, und Diana zuliebe bin ich zurückgekehrt. Für mich ist sie der Geist des Kommens und Gehens, ein Leuchtfeuer, das mich über die Kontinente und durch die Zeiten leitet. Ich lebe in der Hoffnung, dass sie mich zu dir zurückführen wird.

Im Kopf schreibe ich diese Geschichte wohl schon seit geraumer Zeit; aber als ich Dianas Knochen zum ersten Mal in der Hand hielt, wurde ich von einer Wortlawine überrollt, und ich lief schnell heim, um sie aufzuschreiben. Lange habe ich auf diesen Augenblick gewartet, Elijah, auf den Tag, an dem ich Rechenschaft ablegen kann, und Zamzam hat mir meinen Wunsch aus dem Grab heraus erfüllt. Diana ist hier, ich habe dich gesehen, und jetzt kann ich alles erzählen – nicht nur von dir, der Liebe meines Lebens, und nicht nur von *Ambulocetus*, sondern auch von Anwar, dem Mann, der mich zu meiner Mutter führte, und von der *Grace*, dem Schiff, das vor unseren Augen zu Staub zerfiel. In meiner Geschichte geht es um einen Wal, eine Frau und ein Kind, einen Konzertflügel und einen Mann, der so lange und inständig nach seiner Geliebten suchte, bis er schließlich mich fand. Aber du hast mich zu früh unterbrochen. Ich bin noch nicht so weit, und erst, wenn ich fertig erzählt habe, wird es einen Ort geben, an dem wir uns wieder begegnen können.

## PRÄLUDIEN

Der erste Satz, den ich zu dir sagte, war: »An meinem neunten Geburtstag habe ich erfahren, dass ich adoptiert bin.« Und du hast geantwortet: »Aristoteles war Waise.« Und ich habe erwidert: »Und der Prophet Mohammed auch.« An jenem Konzertabend riefen die Musik und die Hitze des Spätsommers den Tag in meinem Gedächtnis wach, an dem meine Eltern mir gestanden hatten, dass ich ein Adoptivkind war. Etwas in der Art hatte ich allerdings von früh auf schon geahnt. Ich erinnere mich, wie meine Eltern mir nach dem Kindergeburtstag, als alle Gäste heimgegangen und nur noch der Geruch nach Brathähnchen, die abgerissenen Ecken von Geschenkpapier und zertretene Kartoffelchips zurückblieben, erzählten, dass sie mich zwei Jahre nach ihrer Hochzeit, fünfzehn Jahre nach dem Krieg, adoptiert hatten. Ich habe später fast nie an meinen neunten Geburtstag gedacht, aber als ich dich kennenlernte, Elijah, stand er mir auf einmal wieder ganz deutlich vor Augen. Mein Vater hatte eine Piñata für mich gebastelt, die die Bonbons auf den Rasen spuckte, und einer meiner Klassenkameraden hatte sich den Stock geschnappt, mit dem man auf die Piñata einschlug, und hatte die anderen Jungs damit bis in eine schattige Ecke des Gartens verfolgt, wo dick und verfilzt Spinnweben hingen. Ich weiß noch, dass ich zwischen meinen Eltern saß, als sie mir die Geschichte erzählten, einer hielt mei-

ne rechte Hand, der andere meine linke: Sie hätten sich so sehr ein Baby gewünscht, und dann sei das Wunder geschehen, und sie hätten mich gefunden. Ich weiß noch, dass mir urplötzlich speiübel wurde und mein Erbrochenes von den vielen Bonbons orange gefärbt war. An diese Farbe erinnere ich mich besonders deutlich, weil wir damals abends kein Wasser in der WC-Spülung hatten und ich sechs Becher voll aus dem Eimer in die Schüssel gießen musste, bis alles abgeflossen war. An diesem schwülheißen Abend in Cambridge waren diese Erinnerungen mit einem Mal wieder da. Es war Spätsommer, kurz vor Semesterbeginn, und der Campus wie ausgestorben. Ich war mit den letzten Vorbereitungen für meine Forschungsreise beschäftigt, auf der ich nach einem vollständigen Skelett des Urwals *Ambulocetus natans* graben würde, und meine Erinnerung vermischte sich mit den Gedanken an den Auszug aus der Wohnung, die mir bevorstehende Reise, die Ausgrabung, an die Vorfreude auf den Augenblick, in dem wir das Fossil finden und ans Licht der Welt bringen würden – eine Revolution für unser Verständnis vom Verhältnis zwischen Festland und Meer. Zwischen der Erinnerung und der Erwartung tat sich ein Spalt auf, eine Pause, in der sich alles verlangsamte, ein Zwischenmoment, weder hier noch dort – und in diesen Spalt fielst du: ein Mann mit Klavierhänden und Wintergeruch am Kragen.

An diesem Abend war ich bei einem Konzert im Sanders Theater. Ich hatte bereits einige Abende in dem holzgetäfelten Konzertsaal verbracht und genoss jetzt, kurz vor meiner Abreise, diesen Luxus als eine Art Coda auf meine sieben Jahre in Amerika. Ich verlor mich in der klassischen Musik, die mich trotz der für die Ohren einer Bengalin ungewohnten Klänge immer berührte. Hinterher vergaß ich die Musik meist wieder, außer einmal, als Yo-Yo Ma Bachs Cellosuiten spielte. Es war



eher ein Interview als ein Konzert, und er spielte nur am Ende ein paar Minuten, aber die waren reinste Magie und das einzige Mal, dass ich mir wünschte, ich könnte dieses Gefühl mit jemandem teilen.

Als ich an die Kasse kam, erfuhr ich, dass Präludien und Fugen von Schostakowitsch auf dem Programm standen. Schostakowitsch kannte ich nur dem Namen nach, über die Musik wusste ich nichts. Ich sah einen Flügel auf der Bühne, dann ging das Licht aus, und zu meiner Überraschung trat eine zierliche Frau hinter dem Vorhang hervor. Sie war nicht mehr jung, vermutlich über sechzig, trug einen langen Rock und die Haare in einem grauen Knoten im Nacken. Sie begann mit kurzen Stücken, jedes nicht länger als fünf Minuten. Ich fand die Musik nicht schlecht, aber auch nicht besonders aufregend. Die Stücke begannen mit einem romantischen Auftakt und wurden dann allmählich distanziert, fast intellektuell. Ich konnte wenig damit anfangen. Irgendwann bemerkte ich den Mann, der zu meiner Linken saß: Dich, Elijah, wie du mit den Fingern auf dein Knie trommeltest, das abgewetzte Material deiner Jeans, deine Füße in den Sandalen und den Leinenbeutel unter deinem Sitz.

Ich habe dir zwar mehrmals einen Blick von der Seite zugeworfen, aber du hast nicht zurückgeschaut. Abgesehen von der Klavierhand war alles an dir sehr reglos. Diese Reglosigkeit verwunderte mich. Ich folgte deinem Blick, der konzentriert auf den Scheinwerferkegel mit dem Instrument in der Mitte gerichtet war, auf die über die Tasten fliegenden Finger der Pianistin, und die Ernsthaftigkeit deines Blicks veranlasste mich, es dir gleichzutun und richtig hinzuhören. Am Ende von Fuge Nr. 4 spürte ich ein kleines Beben in meiner Brust, und nach Nr. 5, die erst zart, dann triumphal war, wurde der Tremor in mir immer stärker, stieg nach oben und schnürte mir

am Ende des Stücks die Kehle zu. In diesem Augenblick waren die Erinnerungen alle wieder da: der Kindergeburtstag, das Geständnis meiner Eltern, dass ich in jener Nacht zwischen ihnen schlafen durfte, der besorgte Atem der beiden über meinem Gesicht. Bevor ich wusste, wie mir geschah, liefen mir im Konzert die Tränen über das Gesicht, und ich konnte mit knapper Not einen lauten Seufzer unterdrücken, als das nächste Stück begann. Ich schlang die Arme um mich, versuchte, das, was ausbrechen wollte, einzudämmen, und da hast du schließlich doch den Kopf gedreht und gesehen, dass ich weinte. Trotz Dunkelheit sah ich dem Umriss deines Gesichts an, dass du ernst, aber in keiner Weise beunruhigt warst. Du hast deine Hand auf den Ärmel meiner Bluse gelegt, und die Wärme deiner Berührung strahlte von meinem Oberarm bis über die Schultern aus. Erst beruhigte mich deine Berührung, doch dann, als das Stück zu Ende war und du deine Hand wegzogst, empfand ich eine schreckliche Verlassenheit – niemand wohnte mehr in meinem Körper als die Einsamkeit.

Wir wechselten die ersten Sätze miteinander. Im Nachhinein betrachtet seltsam, sich einander so vorzustellen, aber damals erschien es mir völlig natürlich. Deine Stimme klang tief und entspannt in der Stille. Du nahmst meine Hand, und das Blut floss in die Finger, sammelte sich unter der Haut, als wollte es herausspringen und sich mit deinem vermischen, und so saßen wir bis zur Pause da. Das Herz hämmerte in meiner Brust, als die erste Hälfte zu Ende war und das Licht im Saal anging.

In der plötzlichen Helligkeit fiel mir als Erstes auf, wie weiß du warst, dass du blaue Augen und einen Bart hattest, der weder ungepflegt noch besonders gestutzt aussah. Ich rieb mir die Spuren der Tränen aus dem Gesicht. Ich zog meine Hand schnell zurück, als ich die anderen Zuschauer sah, die hinaus

in die Pause gingen, und fragte mich, ob mich jemand erkannt hatte. Du hast gefragt, ob ich ein Glas Wasser wollte, und ich hätte gern ja gesagt, wollte aber nicht, dass du auf Nimmerwiedersehen verschwindest. Schließlich wurde es wieder dunkel und das Konzert ging weiter. Das Publikum wirkte jetzt unruhig; auf den schmalen Holzbänken direkt vor der Bühne rutschten die Zuschauer herum. Ich dachte wieder über das Thema Herkunft nach. Nicht so sehr darüber, wo ich herkam, sondern dass ich in meinen fünfundzwanzig Lebensjahren so selten darüber nachgedacht hatte. Wie wenig Fragen ich gestellt hatte – im Grunde gar keine, wahrscheinlich, weil ich so glühend von meinen Eltern geliebt wurde, eine Liebe, die ich bis zu diesem Augenblick fraglos erwidert hatte. Während mir noch all diese Gedanken durch den Kopf gingen, endete das Konzert mit den energisch über die Tasten fliegenden Pianistinnenfingern und einem triumphalen Höhepunkt in schwierig zu greifenden Akkorden. Die Zuschauer sprangen begeistert auf, ein Hain stehender Gestalten, und der Applaus dauerte lange, doch als keine Zugabe kam, ging irgendwann das Licht an und das Konzert war zu Ende. Als der Zuschauerraum sich leerte, standen auch wir auf. Du hast einen Schritt auf mich zugemacht und dich ein wenig zurückgebeugt, damit die anderen Leute dem Ausgang zustreben konnten. Ich atmete deinen Geruch ein: Holzspäne und schneebedeckte Bäume. Ein Kaltwettergeruch an diesem heißen, schwülen Abend.

Wir musterten einander. Du hast den Blick auf mich gerichtet, als seien wir die beiden letzten Menschen auf der Welt. Noch nie hatte mich jemand so angesehen, mit einem so offenen, klaren Blick. Die meisten Menschen wollen immer am liebsten an mindestens zwei Orten zugleich sein – du nicht. Du standest da, als wärest du am Boden festgewachsen. Ich konnte diesen Blick nur schwer ertragen, deswegen sagte ich:

»Gut. Na dann. Tschüs.« Darüber hast du gelacht, und ich lachte erleichtert mit. Wir gingen zum Ausgang, und ich hätte dich am liebsten gefragt, ob du die Nacht mit mir verbringen willst. Aber ich schlug dann doch nur vor, beim Koreaner eine Tasse Tee trinken zu gehen. Ich hatte noch nichts gegessen, war aber nicht hungrig, und du hast Essen auch nicht erwähnt. Wir gingen die Mass Ave hinauf und bestellten einen Eistee, ich meinen mit Tapiokaperlen darin. Du hast mich fragend angesehen, und ich erklärte, dass ich Bubble Tea in Bangkok kennengelernt hätte, was nicht weit von Dhaka in Bangladesch entfernt sei, woher ich stammte. »Eine süße Überraschung unten im Tee«, sagte ich. »Probier's mal.«

Du hast mir Dinge über dich erzählt, die damals unwichtig schienen, die ich mir aber später ins Gedächtnis zurückrief, als ich unser Zusammentreffen zu verstehen versuchte. Du hast erzählt, du hättest einen Springbrunnen aus leeren Plastikflaschen gebaut und vor ein paar Jahren an einer szenischen Lesung von *Ulysses* teilgenommen, die hundertsechundsiebzig Stunden dauerte. Ich merkte, dass ich versuchte, ähnlich exzentrische Geschichten zum Besten zu geben, wobei ich gar nicht so schlecht abschnitt, angefangen mit der Beichte meiner Eltern, und dass die Adoption danach nie wieder erwähnt wurde, und ich auch nie fragte, weil ich mit dem Instinkt des Kindes wusste, dass das Thema damit erledigt war.

Du hattest gerade das Philosophiestudium abgebrochen und deine Promotion an den Nagel gehängt. Warum, wollte ich wissen, und du hast geantwortet, so als sei es dir erst in diesem Augenblick bewusst geworden, es bedeute dir nichts mehr. Was hattest du vor? Du warst dir nicht sicher. Vielleicht würdest du reisen, dir die Welt ansehen. Oder ein paar Jahre lang Klavier üben. Sehr selbstsicher hast du gewirkt, in deiner Haltung, mit deinen sorgsam abgewogenen Worten. Das war erstaun-

lich, denn eigentlich klang es nach jemandem, der nur wenig Ambitionen oder Überzeugungen hat, dem sich nirgendwo Widerstand bietet, der ziellos in einem Meer unendlicher Möglichkeiten treibt.

Ich sah mich um und merkte, dass wir die beiden letzten Gäste im Café waren. Ich wollte vorschlagen, woanders hinzugehen, fand dann aber doch, wir sollten warten, bis das Café schloss und uns zum Aufbruch zwang. Dein Blick war immer noch sehr direkt auf mich gerichtet, und ich rutschte auf meinem Stuhl herum. Dir schienen Gesprächspausen nichts auszumachen, aber ich hatte das Bedürfnis, die Stille zu füllen, deswegen erzählte ich von meiner Ausgrabung. »Ich gehe nächste Woche nach Pakistan«, sagte ich. »Wir graben Walfossilien aus.« Ich erzählte dir, dass ich Teil einer Expedition sein würde, die nach den versteinerten Knochen des *Ambulocetus natans* suchte – dem schwimmenden Laufwal. »Wir hoffen sehr, dass wir das vollständige Skelett in die USA bringen können. Die Beckenknochen sind besonders aufschlussreich.« Ich passte mein Sprechtempo deinem an. Jedes Wort war langsam und bedacht.

Ich fragte nach deiner Herkunft, und du hast mir die Geschichte einer perfekten amerikanischen Familie erzählt. Deine Eltern waren beide Profs in Harvard, mittlerweile geschieden, aber immer noch beste Freunde, es gab drei Brüder und eine jüngere Schwester, Haus am Porter Square, Flügel im Wohnzimmer, selbstgemachte Limonade im Kühlschrank und eine Küche, die nach Holz und Kamille duftete. Kein Wunder, dass du nicht wusstest, wo es langgehen sollte. Du brauchtest dich gegen niemanden durchzusetzen und wurdest umhergetrieben wie ein buntes Blatt im Wind. Dann hast du gesagt: »Letzten Monat ist meine Großmutter gestorben. Ich gehe jeden Abend ins Sanders und höre Musik. Wenn es im Sanders nichts gibt, gehe ich zur Boston Philharmonic, manchmal

auch ins Kino oder zu Shakespeare in the Park oder Open-Air-Konzerten an der Hatch Shell.« Zum Zeichen meines Beileids berührte ich deine Fingerknöchel mit meiner teekalten Hand. Die Berührung schien dich zu freuen, aber es kam nichts zurück. Ich sagte, dass noch keiner meiner Angehörigen gestorben sei. Dann sagte ich: »Das klingt jetzt sicher seltsam. Aber als ich mich eben daran erinnert habe, wie ich von meiner Adoption erfuhr, das kam mir auch ein bisschen wie Sterben vor. Als würde sich herausstellen, dass der Mensch, der ich mein Leben lang gewesen bin, eine Fälschung ist, ein Gespenst.«

»Das muss schwer sein, dieses Nichtwissen.«

»Ich fühle mich sehr allein auf der Welt.«

»Ich glaube, Einsamkeit gehört zum Menschsein dazu. Wir sehnen uns nach Zusammengehörigkeitsgefühl, nach Verbindung, aber wir stecken in unserem eigenen Körper fest. Wir wollen den anderen ganz und gar kennen, aber das geht nicht. Wir können nur die Hände nach einander ausstrecken.«

Das war dem, was ich ein oder zwei Stunden zuvor gespürt hatte, als du mich berührst und dann die Hand wieder weggezogen hattest, so ähnlich, dass ich sagte: »Ich glaube, so was Schönes hat noch nie jemand zu mir gesagt.« Du hast gelächelt, und deine Lippen verschwanden im Bart. Du hast gesagt, wie froh du seist, die Gelegenheit zu haben, das Richtige zu sagen. Dann wolltest du mehr über Dhaka wissen. »Ich kenne niemanden aus Bangladesch. Ich kenne eigentlich überhaupt keine waljagenden Schostakowitsch-Fans, weder aus Bangladesch noch sonst irgendwoher.« Das fand ich eine sehr schmeichelhafte Beschreibung meiner Person. Ich meinte, du solltest doch kommen und dir das Land selbst anschauen. Das würdest du gerne tun, hast du erwidert. Ich erzählte, dass meine Eltern sich während des Unabhängigkeitskrieges kennenge-

lernt hatten, dass dieser Krieg ihr Leben, und auch meines, bestimmte. Ich ratterte eine Kurzfassung der Geschichte unseres Landes herunter, die ich in den vergangenen sieben Jahren oft zum Besten gegeben hatte.

Das Café schloss, und wir traten hinaus in die Nacht, die mittäglich heiß und unter den Straßenlampen taghell war. Wir bewegten uns ganz langsam in Richtung meiner Wohnung. Es schien unendlich viele Dinge zu geben, die noch gesagt werden könnten. Wir blieben an meiner Straßenecke stehen und mochten uns noch nicht trennen. Hätte ich in diesem Augenblick eine Vorahnung von dem haben können, was kommen sollte? Dass ich dir das Herz brechen und meine Mutter finden würde, *Grace*, Anfang und Ende, die Schiffsabwracker, die Entdeckung der Liebe, der Verzicht auf die Liebe, Anwar, meine Mutter. Aber wir verabschiedeten uns einfach und verabredeten uns für den nächsten Morgen. Als wir uns trennten, merkte ich, wie ich mich innerlich von der Frage nach meiner Geburt löste und greifbareren Dingen zuwandte, der bevorstehenden Grabung, dem in der Erde auf mich wartenden Fossil, den Lippenpflegestiften und Zeitschriften, die ich vor dem Abflug noch kaufen musste.

Du wirst dich wahrscheinlich fragen, genau wie ich so oft, in welchem Augenblick wir uns eigentlich verliebt haben. War es auf der *Grace*, als du für mich Klavier gespielt hast, oder vorher, als ich dich durch die fingerverschmierte Glasscheibe am Chittagong Airport sah, oder war es im Wohnzimmer deiner Eltern, oder beim Abschied an diesem ersten Abend, an dem ich mich, von Schostakowitsch beflügelt, umdrehte, um dir hinterherzusehen, wie du gemächlich in deinen Sandalen und Hippiehosens davongingst?

Eins kann ich dir jetzt schon sagen: Am ersten Abend war es nicht. An jenem Abend glaubte ich nämlich noch nicht an die

Liebe. Ich wusste natürlich, dass es sie gab. Ich wusste, dass die meisten Menschen ihr Leben um dieses »Liebe« genannte Prinzip organisieren, und glaubte auch nicht, dass ich es schaffen würde, ihr gänzlich aus dem Weg zu gehen. Aber ich war davon überzeugt, dass ich in einer Zeit lebte, in der eine große Liebe unmöglich war. Das hatte mit meinen Eltern zu tun und dem Krieg, an dem sie teilgenommen hatten; meine Eltern waren mein Vorbild, ihre Beziehung war mein Modell für das, was zwischen zwei Menschen möglich ist. Sie hatten die Vorstellung fest in meinem Kopf verankert, dass die große, epische Liebe, die Stoff von Legenden und Liedern ist und von einer Leidenschaft getragen wird, die Schönheit und Jugend zu überdauern vermag, nur anderen Menschen passiert. Menschen, die vor meiner Zeit gelebt haben, unter schwierigen, aber verzauberten Umständen. Ich glaubte nicht, dass ich völlig immun dagegen war – natürlich würde ich lieben und geliebt werden –, aber ich hatte mich in dem historischen Augenblick meines Lebens eingerichtet, in dem alles ein bisschen kleiner und zahmer ausfiel. Tiefe Wunden und gebrochene Herzen, das war einmal.

Hättest du mich gefragt, ich hätte dir nicht einen einzigen Grund für dein Interesse an mir nennen können. Ich erklärte es mir so: (a) Ich würde Stoff für eine amüsante Anekdote abgeben. Stellt euch vor, würdest du sagen, ich habe eine Paläontologin aus Bangladesch kennengelernt, und wir haben zusammen Schostakowitsch und Nina Simone gehört, und sie steht auf *Anna Karenina*. Oder (b) du hattest Mitleid mit mir. Oder (c) du warst in Wirklichkeit ein unsympathischer Außenseiter, der verzweifelt nach Gesellschaft suchte, und ich merkte es nur nicht. Es gab natürlich noch eine weitere Möglichkeit, nämlich die, dass dein Interesse an mir aufrichtig war und von Herzen kam – aber so etwas konnte ich nicht denken, weil ich dann



mein gesamtes Selbstbild hätte kippen und zugeben müssen, dass du nach *mir* gesucht hattest, und das war unvorstellbar.

In der Zwischenzeit hat mein Selbstbild noch mehr gelitten, aber mittlerweile weiß ich es: Du hast mich geliebt. Du hast mich von Anfang an geliebt. Vielleicht fandest du mich schön oder interessant, aber es war mehr als das. Obwohl du äußerlich so ganz anders warst als ich, waren wir uns im Grunde sehr ähnlich. In mir hast du all das verkörpert gesehen, was du selbst fühltest: Dass du in die falsche Familie geboren worden warst, dass es Dinge in dir gab, die noch nie zum Ausdruck gekommen waren, und dass du sie möglicherweise mir würdest sagen können. Mit anderen Worten: Wir ähnelten uns sehr und auch wieder gar nicht. Und du warst weise genug, das von Anfang an zu sehen, bloß ich war blind dafür.

Als ich auf unsere Wohnung zukam, hörte ich Musik hinaus auf die Straße schallen – meine Abschiedsparty. Die hatte ich ganz vergessen. Ich rief Bettina an, die Anthropologin, mit der ich seit dem ersten Studienjahr in Cambridge zusammenwohnte, meine beste Freundin.

»Wo bleibst du?«, fragte sie.

»Ich habe jemanden kennengelernt.«

»Amphibie?« »Amphibie« war unser Codewort für Leute wie uns. Bettina war eine in Queens geborene Argentinierin, in Buenos Aires aufgewachsen, als ihre Eltern beschlossen, in die Heimat zurückzugehen, hatte in Paris studiert und war dann mehrere Jahre durch die Welt gezogen, mit dem Rucksack durch China, wo sie vom Affen gebissen wurde, schließlich war sie hier in Cambridge gelandet. Ihre Eltern waren mittlerweile, durch die Erfahrungen auf der turbulenten Südhalbkugel geläutert, in die USA zurückgekehrt und wohnten in Astoria, New York. »Amphibien« nannten wir Menschen wie uns,

die zwischen allen Stühlen saßen und mit einem Bein immer irgendwo ganz anders standen. »Nein«, antwortete ich. »Sieht nach einem waschechten Ostküsten-Ami aus.«

»Wenn du mir fremdgehen willst, Süße, dann komm bitte mit ein bisschen was Spannenderem.«

Ich versuchte, mir Rashids Gesicht vorzustellen und etwas wie Zärtlichkeit oder Erregung aus meinem Gedächtnis heraufzubeschwören, aber nichts kam. Ich sagte: »Rashid und ich sind ja nicht verheiratet oder so.«

»Wo bist du? Ich höre Musik.«

»Ich steh vor der Tür.«

»Das können wir später diskutieren. Komm rein.«

Im Sommer zuvor hatte Bettina eine Klimaanlage im Wohnzimmer installiert, sodass es in der Wohnung kühler war als draußen, obwohl viele Leute darin waren. Ich ließ den Blick durchs Zimmer gleiten und sah meine Laborpartnerin, Kyung-Ju, und ein paar andere Doktoranden aus unserem Fachbereich, aber die meisten waren Anthropologen, coole und häufig depressive Sozialwissenschaftler, die in Kleingruppchen ins Gespräch vertieft waren. Bruchstücke der Unterhaltungen bekam ich mit: Klagen über den neuen Fachbereichsleiter, ein Artikel für eine Fachzeitschrift, der abgelehnt worden war, ein neues Seminar über Semiotik, was für ein Hochstapler Slavoj Žižek sei. Ich kannte die Leute gut, sie hingen oft bei uns in der Wohnung ab, tranken Tee und machten ironische Bemerkungen, wenn wir zusammen fernsehschauten. Meine Kommilitonen aus dem Institut für organismische und Evolutionsbiologie hingegen betranken sich am Wochenende lieber, schlüpfen ins Labor und schliefen ihren Rausch zwischen den Regalen mit der Wirbellosensammlung aus. Bettina witzelte oft, ich sei im falschen Studiengang gelandet, aber ich fand Naturwissenschaftler angenehm unkompliziert; man konnte unter ihnen leben,

ohne zu viel von sich preiszugeben, und mich zu verstecken war damals das, was ich am liebsten tat.

Die Leute wurden auf mich aufmerksam, als ich mich zwischen ihnen hindurchdrückte, irgendwo in der Küche wurde gejohlt. Die mich in jeder Hinsicht (Größe, Knochenbau, Masse) überragende Bettina zog mich an sich, dass mir fast die Luft wegblieb, und drückte mir einen Plastikbecher Sangria in die Hand. »Na los, erzähl schon!«, sagte sie und band ihre dicken Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen.

Ich fischte eine Orangenscheibe aus meinem Becher. »Es war total seltsam. Ich habe der Musik zugehört, neben mir saß ein Typ, und ich fing an zu weinen.«

»Ich hab's ja gewusst«, sagte Bettina und fächelte sich Luft zu. Sie tat immer so, als gäbe es in puncto Männer nichts, was sie überraschte. Ich trank einen kräftigen Schluck Sangria und folgte ihr ins Wohnzimmer. Bettina und ich hatten uns zu Beginn des ersten Wintersemesters in Harvard kennengelernt, als ich auf dem Weg zum Museum für vergleichende Zoologie eine Abkürzung durch die Tozzer Library nehmen wollte. Ich betrat die Bibliothek, erwartete ganz normal Bücher auf Regalen, fand mich aber stattdessen in einem sehr dunklen Raum wieder. Als ich weitertappte, ging das Licht an, und ich stand urplötzlich vor einem riesigen Totempfahl, der zwei oder drei Stockwerke hoch im Lesesaal aufragte. Ich bekam einen solchen Schreck, dass ich einen kleinen Schrei ausstieß, was die wenige Schritte hinter mir gehende Bettina hörte und zum Schießen komisch fand.

Wir unterhielten uns, und Bettina erwähnte, dass sie eine Mitbewohnerin suche. Ich wohnte zu diesem Zeitpunkt in einem winzigen Wohnheimzimmerchen, dessen Wände so dünn waren, dass ich nachts hörte, wie meine Nachbarin, Doktorandin der politischen Philosophie, ihre Zahnspange mit einem Kli-

cken einsetzte. Wie sich herausstellte, war die eigentlich vorgesehene Mitbewohnerin gerade abgesprungen – eine Jurastudentin mit Freund in New York, die nur ein paar Tage pro Woche in Boston gewesen wäre – Abwesenheit war eigentlich das größte Plus, mit dem eine Mitbewohnerin punkten konnte.

In den ersten paar Wochen wussten wir noch nicht recht, was wir miteinander anfangen sollten, weil Bettina selbst schon den gesamten Sauerstoff in der Wohnung aufzubrauchen schien. Aber es dauerte nicht lang, bis sich ein wenig Zärtlichkeit zwischen uns entwickelte. Ich kochte für uns beide, und Bettina war hingerissen von dem einzigen Gericht, das ich richtig gut konnte, Dal mit pikant gewürztem Omelett. Als ich mir dann in der ersten Kältewelle des Jahres eine Grippe zuzog, kochte Bettina mir Ingwertee und machte mich mit Fernsehserien bekannt, von denen ich bis dahin nichts geahnt hatte, *Buffy – Im Bann der Dämonen* und *Gilmore Girls*. Danach gingen wir am Wochenende zusammen bei Trader Joe's einkaufen, manchmal auch zusammen ins Kino und besuchten sogar jeweils ein Seminar der anderen (ich begleitete sie zu Homi Bhabhas Seminar über Melancholie und sie kam mit zu mir in die analytische Paläontologie. Bettina meinte, ich hätte es besser getroffen, und ich musste ihr zustimmen).

Die Wohnung, ein Apartment mit zwei Schlafzimmern an der Trowbridge Street, hatten Bettinas Eltern ihr gekauft, als sie Doktorandin wurde. Nach den ersten Semesterferien brachte ich ein paar Sachen aus Dhaka mit, eine Uhr aus bunten Zeitschriftenröllchen, ein mit kleinen Spiegeln verziertes Stück Stoff, das wir zwischen Küche und Wohnzimmer hängten. Wir fanden ein altes Sofa auf der Straße und schleppten es mit Hilfe von Bettinas damaligem Freund, einem Masterstudenten aus den Erziehungswissenschaften, nach oben. Als Bettina genug von ihrem Freund hatte, wurde er vor die Tür gesetzt, aber

das Sofa behielten wir und nannten es ihm zu Ehren Edvar. Einen Sessel bekamen wir von Bettinas Tante geschenkt und nannten ihn Maude. Die Wohnung war gemütlich und viel mehr ein Zuhause, als ich es mir je von Amerika erträumt hatte. Als ich mich bei unserer Party umschaute, wurde mir wehmütig klar, dass es lange dauern würde, bis ich wieder meine eigenen vier Wände haben würde.

»Die Paläontologen bleiben mal wieder unter sich«, meckerte Bettina und ließ sich auf Maude fallen.

»Die Anthropologen geben sich aber auch mal wieder alle Mühe, möglichst abschreckend zu wirken.«

»Schaffen sie nicht.«

Ich trank noch einen Schluck Sangria und merkte, wie sich Wein und Zucker warm in meinem Körper ausbreiteten. Jeder Vorwand war mir recht, um über dich sprechen zu können. »Dieser Typ. Ich habe ihn noch nie auf dem Campus bemerkt. Scheinbar macht er einen Doktor in Philosophie.«

»Und wie heißt er?«, wollte Bettina wissen.

»Elijah Strong.«

Bettina verdrehte die Augen. »Nicht wahr, oder?«

»Doch, echt wahr. Außer, er hat mir einen falschen Namen genannt. Meinst du, den Namen hat er sich ausgedacht?«

»Auf jeden Fall. Aber dafür gibt's wenigstens Pie.«

Ich ließ mir unser Gespräch noch einmal durch den Kopf gehen: Meiner Meinung nach war dein Name ungelogen Elijah Strong. Später am selben Abend googelte ich deinen Namen und fand ein Foto von dir ohne Bart, auf dem du unglaublich jung aussahst. Einen Augenblick dachte ich, das seist du nicht, aber natürlich warst du es doch. »Pie?«

»Pie wie American Pie! Ich habe den Ofen in dieser Bruthitze angeworfen, um dich zurück an die heimischen Gestade zu locken.«

Monatlang hatten wir debattiert, ob ich nach meiner Ausgrabung an die Uni zurückkehren sollte. Ich hatte mich schließlich dagegen entschieden. Ich konnte meine Doktorarbeit genauso gut in Dhaka schreiben, da war ich der Grabungsstätte näher und außerdem bei Rashid. Ich würde nicht nach Cambridge zurückkehren, obwohl ich wusste, dass die Welt voll mit gescheiterten Doktoranden war, die ihre Dissertation nicht fertig geschrieben hatten. Meine Zwiegespaltenheit wurde noch dadurch verschlimmert, dass ich nicht in dein Land auswandern wollte – anders als so viele aus meiner Heimat hatte ich nie davon geträumt, in Amerika zu leben. Als Jugendliche war ich einmal mit meinen Eltern in New York gewesen. Mein Vater hatte einen Cousin in Long Island, und wir wohnten im Gästezimmer von dessen zweistöckigem Haus in der Nähe der Autobahn. Ich erinnere mich an beeindruckend weiche Teppichböden und große Zimmer, in denen es nach gebratenen Zwiebeln roch. Ich fragte mich damals, warum alle Frauen mit Kopftuch herumliefen und warum über jeder Tür ein Bilderrahmen mit arabischen Schriftzeichen hing. Als ein Wecker zu den Gebetszeiten laut lossang, als sei er ein Azaan, kringelte ich mich vor Lachen. Meine Mutter ermahnte mich, aber ich merkte genau, dass sie die Familie insgeheim auch unmöglich fand und ganz allgemein davon überzeugt war, dass Immigranten Verräter an ihrem Heimatland waren.

Mehr wusste ich nicht über Amerika, bevor ich in dem kleinen College-Ort eintraf, in dem ich meinen Bachelorabschluss machen wollte – das war, bevor meine Eltern Geld hatten, und dieses College bot mir als Einziges ein Stipendium an. Diese vier Jahre bedeuteten elendig kalte Winter und schrecklich einsame Wochenenden als eine der ausländischen Studierenden, die dort ohne Auto feststeckten. Erst als ich die Paläontologie und meinen Wal entdeckte, bildete sich bei mir eine Vorstel-

lung von einer unabhängigen Existenz heraus, in einem Land, wo Menschen ihr Leben den Knochen von Tieren weihten, die viel, viel älter waren als jedes menschliche Streben und Erinnern. Trotzdem wurde ich das Bild des Hauses auf Long Island nicht los: wie verzweifelt die Immigranten an ihren Landsleuten klebten. Meinen Eltern und Rashid erzählte ich nichts von den Verlockungen eines amerikanischen Lebens; Freundinnen wie Bettina erklärte ich, dass ich mich auf keinen Fall irgendwo anders als in Dhaka niederlassen würde. Dort lebten meine Eltern, ich war ihr einziges Kind, sie hatten den Krieg mitgemacht. Alles andere wäre Verrat gewesen; meine Verpflichtungen ihnen gegenüber wogen schwerer.

Kyung-Ju und Brian, ein junger Mann aus unserer Gruppe, standen zusammen, und ich drängelte mich zu ihnen durch. Meine Laborpartnerin Kyung-Ju war sturzbetrunken, die dünnen blauschwarzen Haare klebten ihr in der Stirn. »Hallo«, sagte sie. »Alles klar für die große Grabung?«

»Willst du nicht mal aufhören zu trinken?«

Kyung-Ju krallte die Finger in die Luft. »Ich bin der asiatische Tiger. Ich bin der asiatische Tiger.« Die Missgunst, die sich unterschwellig bei uns im Labor breitgemacht hatte, als ich und nicht die anderen den Platz bei der Grabung in Pakistan bekommen hatte, war im Lauf des Jahres offenem Groll gewichen. Mir wurde unterstellt, ich sei nur deswegen ausgewählt worden, weil ich einen islamischen Namen hatte und ein paar Brocken Urdu konnte. Seit Kriegsausbruch 2001 in Afghanistan war Dera Bugti im westlichen Suleimangebirge eine No-go-Zone, aber der Expeditionsleiter, Professor Bartholomew Jones, hatte rätselhafterweise trotzdem eine Grabungserlaubnis erhalten. Verlief die Sache erfolgreich, hatten wir gute Aussichten auf wesentliche neue wissenschaftliche Erkenntnisse.

Alle Doktoranden in meinem Fachbereich hatten sich um die Teilnahme beworben. Ich hatte bis zum letzten Tag mit dem Einreichen meiner Bewerbung gewartet und lud meinen Essay erst wenige Minuten vor der mitternächtlichen Frist hoch. Statt die vielen Fähigkeiten anzuführen, die ich bei der Grabung einbringen würde, verfasste ich eine atmosphärische Schilderung der Welt, in der *Ambulocetus* gelebt haben könnte: die Landschaft des unteren Eozäns nach dem Aussterben der Dinosaurier, Heimat des Wales, der laufen und schwimmen konnte, ein Wasser- und Landwirbeltier zugleich, ein Wesen, das seine Zwiespältigkeit genoss und sich sowohl den Verlockungen des Wassers wie der Sicherheit des Landes anheimgab. Ich hatte den Aufsatz abgeschickt und dann einfach nicht mehr daran gedacht. Ich redete mir ein, dass ich die Forschung für meine Promotion in der Bibliothek würde absolvieren müssen, glaubte aber insgeheim doch, dass ich die glückliche Gewinnerin sein würde, nicht wegen meines Namens, sondern weil *Ambulocetus* ein Wesen voller Poesie war und nach jemandem verlangte, der es verstand. Kyung-Ju hatte mir zwar gratuliert, als die Entscheidung bekanntgegeben wurde, aber ich wusste, dass es für sie besonders schlimm war. Sie studierte verbissener als ich, verfügte über ein enzyklopädisches Wissen des Eozäns und hatte täglich an ihre Eltern zu berichten, die sich im Gegensatz zu meinen intensiv für ihre Studienerfolge interessierten.

Ich versuchte, Kyung-Ju den Plastikbecher wegzunehmen. Ich wusste, dass sie ein Auge auf Brian geworfen hatte und wollte nicht, dass er sich für sie schämen musste.

»Meine Mutter war total sauer«, wimmerte Kyung-Ju und entzog sich meiner Hand. »Es war schlimm genug, dass ich unbedingt Paläontologie studieren wollte. Und dann konnte ich noch nicht mal die Beste sein.«



»Ich hab einfach nur Glück gehabt.«

»Mach dir nichts draus, Kyung-Ju«, tröstete Brian. »Du darfst hier bei uns bleiben, während unsere Überfliegerin im Dreck rumwühlen muss.«

Brian legte mir entschuldigend den Arm um die Schulter. Sein unrasiertes Kinn streifte meine Wange. Ich roch Whisky. Sein Bart erinnerte mich an das Konzert, an deine Hand auf meinem Arm. Ich gab ein leises Ächzen von mir. Brian verharrte einen Augenblick so im Körperkontakt, und ich überlegte, ob ich ihn küssen sollte, weil ich so gern dich geküsst hätte. Während der Orientierungsveranstaltung unseres Fachbereichs hatte Brian mich gefragt, ob ich mit ihm ausgehen wolle, aber ich hatte lachend abgewehrt und gesagt, wir seien doch gerade erst angekommen und hätten später noch jede Menge Zeit für Romantik. Danach hatte er mich nicht wieder gefragt, und bald wussten alle über Rashid Bescheid. Ich stieß ihn nun sanft von mir und drehte Kyung-Ju den Plastikbecher aus der Hand. »Das reicht jetzt. Hier, iss ein paar Cashewkerne«, sagte ich. Ich führte meine Kommilitonin zum Sofa und schob ihren Kopf sanft nach oben, als sie ihn auf die Armlehne sinken ließ.

»Ich wollte es aber mehr als du«, jammerte Kyung-Ju mit brechender Stimme.

»Ich flüstere deinen Namen in den Staub«, versprach ich.

Ich ging hinaus auf die Veranda und wünschte, du hättest mir deine Nummer gegeben. Dann hätte ich dich anrufen und dir von der Party erzählen können, die sich mittlerweile bis hinaus auf den briefmarkengroßen Rasen vor unserem Haus erstreckte, von Kyung-Ju, der der Kopf auf die Arme gesunken war, von Zigaretten- und Obstkuchendüften. Ich zog mein Smartphone aus der Tasche und fing an, Rashid eine WhatsApp zu schreiben, gab aber nach mehreren Zeilen auf, weil ich die widerstrebenden Gefühle in meinem Inneren nicht in Worte fassen

konnte: einerseits Traurigkeit, weil ich Cambridge verlassen musste, obwohl ich es immer nur als vorübergehenden Wohnort angesehen hatte, andererseits eine Ruhelosigkeit, als würde ich am liebsten auf der Stelle verschwinden, weil die Gespräche sich im Kreis zu drehen schienen. Zugleich dachte ich an die Frau, die mich geboren hatte, weit weg in irgendeiner entfernten Ecke meines Heimatlandes, die ich aus Loyalität meinen Eltern gegenüber wahrscheinlich nie kennenlernen würde, weil das furchterregende Wort von der »leiblichen Mutter« niemals ausgesprochen werden durfte.

Bettina kam mit zwei ihrer Kommilitoninnen nach draußen. Die eine war Suzu, die ihre Haare zu blonden Dreadlocks aufgetürmt trug, die andere Chandana, eine Inderin, die mir nicht sonderlich sympathisch war. Ich fragte mich, wer sie eingeladen haben mochte. »Hi, Süße«, sagte Bettina, »wir haben dich schon gesucht.«

»Ich habe mich um Kyung-Ju gekümmert. Sie hat einen in der Krone.«

»Ich weiß. Hat schon die Küche vollgekotzt.« Bettina lehnte am Treppengeländer, Suzu zog ein rotes Päckchen aus einem Beutel, den sie um den Hals trug. Chandana setzte sich zu mir auf die Treppe, ein bisschen näher, als mir das lieb war.

»Brian bringt sie gerade heim.«

»Ich glaube, sie verträgt nicht so viel«, sagte Suzu. »Was hast du in die Sangria gekippt?«

»Nichts«, erwiderte Bettina.

»Reine Rebellion«, sagte Suzu. »Wird bei euch getrunken, Zubaida, da, wo du herkommst?«

»Ja und nein«, antwortete ich und dachte an unsere Schülerpartys, bei denen immer ganz offen Alkohol ausgeschenkt worden war. »Offiziell nein. Aber es trinken trotzdem alle.«

»Alle? Sicherlich nicht alle. Die Bauern und Textilarbeiterin-

nen trinken bestimmt nicht«, wandte Suzu ein und steckte sich eine Zigarette an.

Ich verdrehte die Augen. »Mit ›allen‹ meine ich natürlich alle, die ich kenne.«

»Zubaida kann Bangladesch-Klischees nicht ausstehen«, sagte Bettina.

»Was für Klischees?«

»Na, dass es in dem Land nur Fatwa und Armut gibt«, antwortete Bettina und sah mich dabei fragend an.

In mir regte sich der Widerspruchsgeist, also meinte ich: »Aber sie stimmen doch.«

»Mensch, ich fass es nicht. Drei Jahre lang hältst du mir Vorträge, und jetzt hast du's dir auf einmal anders überlegt?« Der scharfe Rauch von Suzus Nelkenzigarette nebelte uns ein.

»Aus deinem Mund klingt es aber total retro, Suzu«, sagte ich.

»Du willst mir also auf einmal klarmachen, dein Land würde in den westlichen Medien korrekt dargestellt?« Bettina ließ nicht locker.

»Aber so läuft es da doch wirklich! Politische Grabenkämpfe, irrwitzige Extremisten, Kinderheirat und demnächst die Klimakatastrophe. Kein Mensch sollte den Fuß in so ein Land setzen.«

Suzu drehte ihren Daumenring unentwegt im Kreis. »Ich verstehe nicht, wovon ihr redet.«

»Das kommt, weil du dieses Sauzeug da rauchst«, erregte sich Bettina und wedelte mit der Hand vor ihrem Gesicht herum. »Zubaida hat jemanden kennengelernt.«

Suzu ließ die Nelkenzigarette fallen und trat sie im Gras aus. »Ich dachte, du hast einen Freund.«

»Habe ich ja auch.« Ich wollte nicht darüber reden und drehte mich deshalb zu Chandana um. »Und, wie sieht's bei dir aus?«, fragte ich. »Gibt es jemanden in deinem Leben?« Chan-

dana war eine der Inderinnen, die sich mit derart viel Silberschmuck behängen, dass sie bei jedem Metalldetektor einen Alarm auslösen. Sie hatte eine ganze Galerie von Ohrlöchern und trug einen Ring in der Nase, der über ein Kettchen mit dem Ohrring verbunden war, und bei jeder Handbewegung klimpern die Armreifen. Bettina hatte sich nicht getraut, über sie zu lästern, bis ich sie »volle Brautausstattung« nannte, weil meines Wissens nach in Indien nur eine Braut am Hochzeitstag ihren Nasenring so trug. Ich ging davon aus, dass bei Chandana sexuell so einiges lief und sie eines Tages einen Ethnomusikologen oder Bildhauer heiraten würde, aber sie antwortete: »Ach, meine Eltern sind sowieso nur einverstanden, wenn ich einen Tam-Bram heirate.«

Ich wusste, was damit gemeint war, Suzu und Bettina natürlich nicht. »Einen Brahmanensohn aus meinem Heimatstaat Tamil Nadu«, erklärte sie.

»Aber das ist doch totaler Quatsch«, sagte ich.

»Warum?«

»Wie soll das funktionieren?«, wollte Bettina wissen.

»Alle paar Wochen kriege ich einen Anruf, und irgendein Arzt oder Banker ist an der Strippe. Er ist wahnsinnig nett und so was von todlangweilig, dass er einen tollwütigen Hund ins Koma versetzen würde. Dann haben wir ein Date in einem teuren Restaurant, und ich gehe nach Hause und erzähle meinen Eltern, dass er nicht der Richtige ist.«

»Finden sie das schlimm?«, fragte Suzu.

»In was für einem Restaurant?«, wollte ich wissen.

»Ach, ich war schon in allen. Craigie on Main, Aujourd'hui. Die Typen sind ganz scharf auf französisches Essen, auch wenn sie Vegetarier sind und nur das Käsesoufflé bestellen können. Einer hat mich extra in Miami einfliegen lassen. Und meine Eltern freuen sich, dass ich mir Mühe gebe.«

»Wie schaffst du deine Arbeit?«

»Nur mit Ach und Krach. Es ist sehr zeitaufwändig. Bei der Abschlussprüfung wäre ich fast durchgefallen.«

»Und was ist, wenn du dich in jemanden verliebst?«, fragte Bettina.

Chandana und ich sahen uns kopfschüttelnd an. »Letztes Jahr war ich mit einem weißen Typen zusammen, meine Eltern haben es mitbekommen und sind total ausgerastet. Wirklich. Meine Mutter musste die Dosis von ihren Blutdruckmedikamenten verdoppeln. Es bringt einfach nichts.«

»Das ist ja furchtbar«, sagte Suzu.

»Na, so schlimm kann es ja nicht sein«, sagte ich. »Craigie on Main ist ein ausgezeichnetes Restaurant. Rashid hat mich letztes Jahr dahin ausgeführt.«

»Und den heiratest du, oder was?«, fragte Chandana.

»Ja«, sagte ich. Endlich sah ich wieder klar. »Ich kenne ihn seit meiner Kindheit, meine Eltern lieben ihn. Außerdem ist er total sexy, und die Leute sagen mir ständig, was für ein unglaubliches Glück ich habe.«

»Du hättest schon vor Jahren mit ihm Schluss machen sollen«, warf Bettina ein.

»So einfach ist das nicht, wenn es auch um die Eltern geht«, wandte Chandana ein.

Ich legte den Kopf auf Bettinas Schoß und versuchte mir einen Augenblick lang vorzustellen, was geschehen wäre, wenn ich mit Rashid Schluss gemacht hätte. Wir waren seit der Oberschule zusammen. Als er zum Studieren nach London ging, in dem Jahr, bevor ich nach Amerika aufbrach, hatte ich mir ein halbes Jahr Zeit gegeben. Aber ich fand Dhaka ohne ihn langweilig, und als ich dann in Amerika auf dem College war, waren seine Anrufe jeden Morgen, bevor ich in jenem ersten, langen Winter in Neuengland zum Seminar losging, zutiefst tröstlich.

Im März, den ihr als »Frühling« bezeichnet, obwohl der Boden noch hartgefroren und weiß wie ein Begräbnis ist, kam er mich besuchen. Er hatte ein Auto gemietet, war aus Boston zu mir rausgefahren, im Gepäck einen ganzen Koffer voller Köstlichkeiten, die er am Zoll vorbeigeschmuggelt hatte, und wir hatten in der Miniküche unten in meinem Wohnheim Kitchari und Kartoffel-Bhorta gekocht. Ich glaube, das war der Augenblick, in dem ich mich entschied – als ich sah, wie locker er das Lenkrad umfasst hielt, während er mich zwischen den Schnee-Verwehungen durch die Straßen chauffierte. Als Rashid sein Studium abgeschlossen hatte, ging er zurück nach Hause, um im Betrieb seines Vaters mitzuarbeiten. Wenn ich in den Ferien nach Hause kam, war er immer da. Er lud meine Eltern an ihren Geburtstagen und ihrem Hochzeitstag ins Restaurant ein und füllte das Loch, das ich hinterlassen hatte. Manchmal gab es Männer, die ich mochte, mit denen ich flirtete, aber nie jemanden, den ich meinen Eltern vorgestellt hätte, und ich wusste, dass ich natürlich irgendwann nach Hause zurückkehren würde, egal auf welchen Umwegen.

Und das, Elijah, ist die Geschichte unseres Kennenlernens. Ich hatte viel Zeit, mich damit zu beschäftigen. Ich habe mir jede Sekunde unseres ersten Zusammentreffens immer wieder erzählt, konnte in diesem Augenblick schwelgen, in dem alles möglich war. Vielleicht ist deine Erinnerung daran ja so deutlich wie meine, vielleicht weißt du auch noch, dass ich ein aufgeschürftes Knie hatte und du mich im Café danach gefragt hast. Ich erklärte dir, dass ich nie Radfahren gelernt habe und meine Mitbewohnerin es mir noch schnell vor meiner Abreise beibringen wollte. Vielleicht erinnerst du dich daran, wie sehr wir beide Nina Simone verehrten, dass du mir erzählt hast, deine Eltern hätten dich mit sechs zu einem Konzert mitgenom-

men und du hättest es dein Leben lang bereut, dass du alles verschlafen hast. Vielleicht erinnerst du dich an alle kleinen Einzelheiten so gut wie ich, auch wenn das Gegenteil wahrscheinlicher ist. Vermutlich hast du unsere gesamte Begegnung aus deinem Gedächtnis getilgt und denkst nie mehr an mich, und selbst wenn du es doch tust – selbst wenn du noch weißt, wie du den Zehn-Dollar-Schein vom Bürgersteig aufgehoben hast, der herausfiel, als ich den Schlüssel aus der Tasche zog –, dann nicht voller Zärtlichkeit, sondern voller Bedauern. Wie dem auch sein mag: Hier ist die Geschichte, wie wir uns vor drei Jahren kennengelernt und verliebt und wieder getrennt haben, hier ist das heillose Chaos, das dazwischen geschah. Hier ist jedes Detail, wie es sich in meinem Kopf festgefressen und durch Reue immer tiefer eingegraben hat. Es ist der Versuch einer Entschuldigung für mein Verhalten. Ich möchte dir einen umfassenden Bericht aller Ereignisse geben – wir waren zwar über weite Strecken dieser Zeit zusammen und ich dachte immer, ich würde dir alles erzählen, aber jetzt wird mir klar, dass du vieles nicht weißt und es immer große Auslassungen und Strecken des Schweigens gab. Viele Dinge hätte man sagen sollen, brachte aber nicht den Mut dazu auf – selbst, wenn man jemandem so nahe ist, näher, als man je für möglich gehalten hätte.